



Philosophische Kolumne

Philosophischer Irrtum: Die Welt besteht aus Dingen

von Timo Heidl (01.10.2020) | pfalzbote.de

Jede Epoche lebt von Gewissheiten, die kaum noch jemand bemerkt. Die Kolumne: [Gegen die Gewissheit – Philosophische Irrtümer](#) untersucht die verborgenen Voraussetzungen unseres Denkens und stellt jene Überzeugungen infrage, die als selbstverständlich gelten. In kurzen philosophischen Essays verbindet Timo Heidl klassische Denktraditionen mit neuen Perspektiven und zeigt, dass der größte Irrtum oft nicht in einer falschen Antwort liegt, sondern in einer Frage, die nie gestellt wurde.

Wenn ich morgens die Wohnung verlasse, scheint die Welt aus klaren Dingen zu bestehen. Da steht ein Konsolentisch, daneben ein Stuhl; im Türschloss steckt mein Schlüssel und vor der Tür wartet das Fahrrad. Alles hat seinen Platz, alles lässt sich benennen und anfassen. Die Bewegung durch meinen Alltag gelingt, weil ich diese Objekte voneinander unterscheiden kann. Ein Griff nach dem Schlüssel, der Rucksack fliegt über die Schulter, die Tür fällt ins Schloss und schon geht es mit dem Rad ins Büro. Das alles wirkt gänzlich unphilosophisch, weil uns die Welt dergestalt gegeben scheint. Was aber ist ein Ding eigentlich im Kern?

Der Schlüssel im Türschloss bleibt bedeutungslos, solange er unbewegt bleibt. Erst der Griff nach ihm verändert seine Rolle und seine Beziehung zur Umgebung. Er löst sich aus dem Türschloss und wird zum Werkzeug, das einen Raum öffnet oder verschließt. Ähnlich ergeht es dem Konsolentisch, der nicht länger nur eine Ablagefläche darstellt, sondern sich in den Ort verwandelt, an dem ich mein Notebook auf-

klappe und den Text schreibe. Dinge existieren demnach nicht isoliert für sich; erst das Geflecht ihrer Beziehungen verleiht ihnen ihre eigentliche Identität.

Schon [Aristoteles](#) stellte sich die Welt als eine Gesamtheit von Dingen vor, die Eigenschaften besitzen und sich verändern, ohne ihre Identität zu verlieren. Ein Baum wächst, ein Mensch altert, und dennoch bleiben es derselbe Baum und derselbe Mensch. Hinter jedem Wandel suchen wir nach einer Konstante oder einem Kern, der dafür sorgt, dass ein Ding es selbst bleibt. Wie verhält es sich aber mit einem Fluss? Wo beginnt er, wo endet er? Das Wasser des Rheins, das wir bei einem Spaziergang betrachten, ist im nächsten Augenblick schon weitergezogen. Kein einziger Tropfen bleibt an seinem Platz, und trotzdem sprechen wir vom selben Fluss. Seine Identität speist sich also nicht aus dem Wasser, das durch sein Bett fließt, sondern liegt vielmehr in einer Ordnung, die sich durch den ständigen Wandel hindurch erhält. Wir nennen ihn ein Ding, obwohl nichts an ihm dauerhaft bleibt. Ob das am Ende für weitaus mehr gilt, als wir gewöhnlich bemerken?

Eine Wolke gleicht für einen Augenblick einem festen Gegenstand, die jedoch bald ihre Form verändert, sich auflöst und an anderer Stelle neu erscheint. Auch ein Feuer besitzt eine klare Gestalt, obwohl unaufhörlich neues Holz verbrennt und andere Flammen emporsteigen. Wir sprechen nur deshalb von Dingen, weil wir eine gedankliche Grenze um sie ziehen, selbst wenn innerhalb dieser Grenze alles in ständiger Bewegung bleibt.

Bestehen die Dinge womöglich gar nicht aus dem, was in ihnen bleibt, sondern aus dem, was sich zwischen ihnen erhält? Das klingt wie eine Nuance, verändert aber den gesamten Blick auf die Welt. Wer einen Stuhl betrachtet, sieht Holz, Beine, eine Sitzfläche und eine Lehne. Nichts davon erklärt vollständig, warum wir diesen Gegenstand als Stuhl erkennen. Erst die Beziehung zum menschlichen Körper macht aus dem Werkstoff ein Möbelstück zum Sitzen. Ohne diesen Bezug bliebe

dort zwar Holz, aber kein Stuhl im menschlichen Sinn. Dasselbe gilt für den Schotterweg zur Arbeit, der nicht nur aus Steinen und Erde besteht, sondern erst zum Weg wird, weil er begehbar ist und zu einem Ziel führt. Entkleidet man ihn aller Beziehungen, die ihn dazu machen, bleibt zwar Material zurück, aber eben nicht mehr das, was ursprünglich betrachtet wurde. Nach meinem Dafürhalten liegt genau hier eine Schwäche unseres alltäglichen Denkens.

Wir zerlegen die Welt in Dinge, weil unser Denken mit Objekten leichter umgehen kann als mit Beziehungen. Ein Gegenstand ist sichtbar, lässt sich zeigen, benennen und zählen, während ein Bezug weit-
aus schwerer zu greifen ist. Er liegt nicht wie ein drittes Objekt im Raum zwischen zwei Dingen, und doch entscheidet er oft darüber, was diese Dinge überhaupt sind. Ein Eigentümer existiert nicht ohne das, was ihm gehört, und ein Vater existiert nicht ohne sein Kind.

Dennoch tun wir häufig so, als wären zuerst die einzelnen Menschen da, um erst im Anschluss Beziehungen miteinander einzugehen. Es könnte jedoch genau umgekehrt sein. Vielleicht entstehen manche Dinge überhaupt erst durch Beziehungen, die wir im Nachhinein fälschlicherweise für inhärente Eigenschaften der Dinge selbst halten. Damit wäre die Welt keine bloße Ansammlung von Objekten, die nachträglich in Kontakt geraten, sondern von Anfang an ein Geflecht von Beziehungen, aus dem einzelne Dinge erst hervortreten.

Das würde auch erklären, weshalb wir so oft scheitern, wenn wir versuchen, ein Ding bis zu seinem letzten Bestandteil zu zerlegen. Ein Körper besteht aus Organen, diese aus Zellen, die wiederum aus Molekülen und Atomen aufgebaut sind. Je weiter wir uns in dieses Innere vorarbeiten, desto mehr entgleitet uns das ursprüngliche Phänomen. Am Ende finden wir dort nicht den Menschen wieder, den wir am Anfang zerlegt haben. Wir stoßen lediglich auf immer kleinere Bausteine und deren Beziehungen, aber nirgends auf einen winzigen, letzten Kern, der uns das eigentliche Wesen des Dings zeigt.

Womöglich haben wir die Welt deshalb lange falsch herum betrachtet. Wir glaubten, Beziehungen würden erst nachträglich zwischen Dingen entstehen, weil wir die Objekte für das Ursprüngliche hielten. Was aber, wenn Dinge erst dort Gestalt annehmen, wo Beziehungen eine gewisse Dauer gewinnen, und wir bloß beginnen, sie als etwas Eigenständiges wahrzunehmen?

Der Fluss wäre dann nicht einfach ein Ding aus Wasser, sondern eine dynamische Ordnung aus Strömung, Landschaft, Bewegung und Zeit. Auch der Mensch wäre nicht einfach ein Körper, der anschließend Beziehungen eingeht, sondern von Anfang an in Beziehungen eingewoben, durch die er überhaupt erst zu diesem Menschen wird. Vielleicht besteht die Welt deshalb nicht aus Dingen, die miteinander verbunden sind, sondern Dinge erscheinen uns nur deshalb, weil wir die Verbindungen dazwischen übersehen.

Wenn ich meinen Konsolentisch aus Palisander betrachte, sehe ich nur einen Gegenstand. Ich sehe nicht den Baum, aus dem das Holz stammt, nicht die Hände, die ihn bauten, und nicht den Raum, für den er einst entworfen wurde. Unsichtbar bleiben die Arbeit, die in ihm steckt, und die Geschichte, die ihn schließlich in mein Zimmer führte. Um ein Ding wahrzunehmen, schneiden wir einen Ausschnitt aus einem ununterbrochenen Zusammenhang heraus und geben ihm einen Namen.

Der Konsolentisch ist zwar wirklich, aber womöglich ist seine Wirklichkeit gar nicht die eines isolierten Gegenstandes. Was also, wenn ein Ding nur eine Beziehung ist, die lange genug Bestand hatte, damit wir vergessen, dass sie eine Beziehung ist?